

II. Wie Nudging wissen?

Wie ein Phänomen untersucht, anhand welcher Daten es hergestellt wird und auf welche Weise Theorien dabei zum Einsatz kommen, hat unmittelbare Konsequenzen dafür, wie wir es als Beobachter:innen kennenlernen. Forschen ist selbst eine praktische Tätigkeit, bei der methodische, methodologische und theoretische Fragen nicht getrennt voneinander auftauchen. Um deutlich zu machen, wie ich Nudging in dieser Studie kennenlernte, möchte ich im Folgenden einige Bewegungen skizzieren, die ich – von den Gouvernamentalitätsstudien kommend – auf der Suche nach einer Forschungsperspektive durchlaufen habe.¹ Dabei geht es mir weniger um die erschöpfende Rekonstruktion eines bestehenden Forschungsstandes, zu dem ich einen weiteren Baustein hinzufüge. Vielmehr möchte ich die Spannungen und Brüche hervorheben, die auftreten, wenn man sich als Beobachter *zwischen* methodologischen Zugängen und sozialtheoretischen Lagern bewegt. Clifford Geertz (1984) zufolge zeichnet sich eine gelungene ethnografische Studie weniger dadurch aus, auf den Schultern von Riesen zu stehen, als dass »sie Schulter an Schulter neben ihnen voranschreitet.« (36) Auf ähnliche Weise betonen Herbert Kalthoff und Stefan Hirschauer, dass es bei ethnografischer Forschung nicht genüge, sich »auf die ›Schultern von Riesen‹ zu setzen, sondern [...], dass die theoretische Analyse bzw. Konzeptualisierung empirischer Befunde von ethnografischen Autor/innen selbst gemacht werden muss.«

1 Dass die Metapher der »Perspektive« wiederum suggeriert, auf ein von der Beobachterin unabhängiges Objekt blicken zu können, das sich je nach Blickwinkel zwar anders zeigt, aber dennoch das gleiche ist, ist ein Einwand, der beispielsweise von Annemarie Mol formuliert wurde (vgl. Mol 2003: 1). Mol stellt dem Sprechen über Perspektiven auf Dinge die Frage gegenüber, »how they are done« (Mol 2003: vii). In meiner Untersuchung der praktischen Herstellung von Nudges schließe ich unmittelbar an diese zweite Fragerichtung an, kann dabei aber zur Spezifizierung, wie genau ich das tue, nicht auf optische Metaphern und den Begriff der Perspektive verzichten.

(Kalthoff/Hirschauer 2022: 343) Forschen ist also immer ein praktisches Tun und diese Studie ist das Resultat eine langen und mühsamen Schreib-, Denk-, Such-, Zeichen- und erneuten Schreibprozesses, dessen Spuren ich im Text aus Überzeugung nicht ausgemerzt habe.

Mit Blick auf Geertz' Einwand möchte ich betonen, dass mir selbst sein ›Voranschreiten‹ noch ein wenig zu stark und zu linear erscheint. Lieber möchte ich davon sprechen, in dieser Studie mit Riesen spazieren zu gehen. Ich lasse mich jeweils ein Stück von ihnen begleiten, bis sich unsere Wege auch wieder trennen und ich allein weiterziehe. Auf dem Weg zu meiner Untersuchungsperspektive vollziehe ich zunächst eine *Annäherungsbewegung* von den Selbstbeschreibungen des Nudging zu seiner Praxis. Danach führe ich eine *Abstiegswegung* durch, bis ich im Vollzugsgeschehen angekommen bin. Anschließend werde ich in einer Bewegung des *Hineinsteigens* eine Innenperspektive auf die Herstellungsprozesse von Nudges einnehmen. Annähern, Absteigen, Hineinsteigen – abschließend kehre ich diese Bewegungen um, um den Weg der *Abstraktion* einzuschlagen, der aber – und diese Überzeugung liegt meiner Studie zugrunde – zwangsläufig über das Konkrete führt.

II.1 Annähern

Der Systemtheoretiker Andre Kieserling beschreibt in seinem Buch »Selbstbeschreibungen und Fremdbeschreibungen« ein Ausgangsproblem soziologischer Forschung, demzufolge sie in der Beobachtung und Beschreibung sozialer Realität immer schon Beschreibungen derselben vorfinde, zu denen sie sich verhalten muss:

Die Soziologie findet das, was sie an sozialer Realität vor sich sieht und zu beschreiben versucht, immer schon von anderen Beschreibungen umstellt. Sie bezieht sich auf eine immer schon beschriebene Realität, und sie muß [sic] daher angeben können, wie ihre Beschreibung dieser Realität sich zu jener primären Beschreibung verhält. (Kieserling 2004: 20)

Ganz praktisch gedacht beginnt wohl die meiste Forschung an einem Schreibtisch, wo die Forscherin nicht mit der Realität als solcher in Berührung kommt, sondern sie vor allem lesend über Texte und Beschreibungen erschließt. Diese primären Beschreibungen, mit denen sich eine soziologische Studie von Anfang an konfrontiert sieht, lassen sich mit Kieserling zunächst in Selbstbe-

schreibungen und Fremdbeschreibungen unterteilen. Selbstbeschreibungen gehören »demjenigen Realitätsbereich an, der mit ihrer Hilfe beschrieben wird« (Kieserling 2004: 20). Es sind also Beschreibungen von innen, die nicht unabhängig von ihrem Gegenstand sind und ihn alleine dadurch verändern, dass sie in ihm ablaufen (vgl. ebd.). Kieserling nennt ein simples Beispiel:

Am Ende des geselligen Abends versichern die Gäste dem Gastgeber, daß [sic] es ein reizender Abend gewesen sei, und das ist die Selbstbeschreibung dieser Interaktion: Sie nimmt Rücksicht auf die Zentralfigur des Gastgebers, sie stattet den Dank ab, den die Gäste ihm schulden, sie schont seine Selbstdarstellung und die aller anderen usw. (Ebd.: 54)

Selbstbeschreibungen leisten sich keine Indifferenz bezüglich ihres Gegenstandes, sondern beschreiben ihn so, wie er *sein soll*. Die Selbstbeschreibungen des Nudging sind all jene Texte, die Nudging als neues und in mancherlei Hinsicht überlegenes Regierungsinstrument darstellen, d.h. sie schließen an die Funktion ihres Gegenstandes an (ebd.: 55). Zentrale Texte sind etwa Sunstein und Thalers (2008, 2021) »Nudge« oder »Inside the Nudge Unit« von David Halpern (2019). Auch politische Grundsatzpapiere oder die zahlreichen Frameworks (BIT 2010, 2012, 2014; OECD 2017, 2019), welche zur Methodisierung des Nudging beitragen sollen, fallen in diese Kategorie.

Von den Selbstbeschreibungen zu unterscheiden sind Fremdbeschreibungen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie selbst nicht Teil des beschriebenen Gegenstandes sind und dadurch von ihm weitestgehend unabhängig bleiben. In Kieserlings obigem Beispiel ist es nach der Verabschiedung vom Gastgeber beispielsweise möglich, ganz anders über den geselligen Abend zu sprechen als in der höflichen Selbstbeschreibung:

Daß [sic] dieselbe Interaktion in anderen Interaktionen anders beschrieben werden kann, daß [sic] also Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung divergieren können, ist allen bekannt – auch wenn sie in der Interaktion selbst natürlich so tun müssen, als wäre das nicht der Fall. (Kieserling 2004: 54)

Fremdbeschreibungen haben also eine Unabhängigkeit vom Gegenstand, die ihnen auch eine Indifferenz bezüglich dem in den Selbstbeschreibungen unterstellten Funktionieren erlaubt.

Die Frage nach dem Verhältnis der eigenen Beschreibungen zu den primären Beschreibungen ist in besonderem Maße auch das Ausgangsproblem

dieser Studie. Weil Nudging als Gegenwartsphänomen ein erhebliches Maß an Aufmerksamkeit auf sich zieht und bereits zahlreiche Fremdbeschreibungen provoziert, stehe ich am Beginn meiner Forschung vor einem wahren Dickicht an Beschreibungen, in dem ich erst Platz für meine eigenen schaffen muss. Nudging ist ein Begriff mit hohem gegenwartsdiagnostischem Potenzial. Es ist einer jener Begriffe, die in »aktuellen politischen und kulturellen Debatten eine Schlüsselstellung einnehmen« (Bröckling/Krasmann/Lemke 2004: 10). In dieser Hinsicht ist Nudging mehr als nur ein Instrument neben anderen im Werkzeugkasten von Verhaltenspolitik. Denn zweifelsohne ist die Strahlkraft des Begriffs ›Nudging‹ um ein weites größer als jene anderer verhaltenswissenschaftlicher basierter Politikinstrumente wie zum Beispiel ›Boosting‹ (vgl. Herzog/Hertwig 2019). Im Begriff ›Nudging‹ verdichtet sich ein Maß an Bedeutung, des sanften, des unbemerkten, des minimalinvasiven Anstupsens, das auf eingängige Weise einige Besonderheiten verhaltenswissenschaftlich informierter Verhaltensbeeinflussung fasst. Dieser schillernde Begriff zeichnet sich trotz seiner Unschärfe durch eine »fraglose Plausibilität aus, die [ihm] über politische Fraktionierungen und soziale Milieus, über Disziplinargrenzen und fachliche Zuständigkeiten hinweg zukommt.« (Bröckling 2020a) Unter ›Nudging‹ kann sich im Prinzip jede:r etwas vorstellen, wenn sie:er den Begriff einmal gehört hat. Er bildet ein »semantisches Gravitationszentrum« (ebd.), um das eine Vielzahl von Bedeutungen und Diagnosen kreisen. Und schließlich polarisiert ein Begriff wie ›Nudging‹ ungemein: »Mit ihm verbinden sich gleichermaßen utopische wie dystopische Assoziationen. Was die einen enthusiastisch feiern, gilt den anderen als Schreckbild.« (Ebd.)

Als ich damit beginne, mich für Nudging zu interessieren und es zu beforschen, lerne ich es nur entlang bestehender Selbst- und Fremdbeschreibungen kennen. Es gibt keinen Moment des »kulturellen Erstkontakts« (Amann/Hirschauer 1999: 500), an dem meine Forschung einsetzt und von wo aus eine unvoreingenommene Beschreibung des Nudging beginnen könnte. Stattdessen begegnet es mir von Anfang an immer schon eingewoben in Debatten, Diagnosen und Beschreibungen. Ich werde auf den nächsten Seiten einige Schneisen in dieses Dickicht von Beschreibungen schlagen, um Platz für meinen eigenen Beitrag zu schaffen. Je nachdem aus welcher Richtung ein Dickicht betreten wird, sind es andere Beschreibungen, mit denen man es auf dem Weg zu tun hat. Die folgenden Seiten sagen also sowohl etwas darüber aus, aus welcher Richtung ich komme, als auch, worauf ich mich hinbewege. So viel vorweg: Mein Interesse gilt der Praxis des Nudging. Statt zu untersuchen, was über Nudging – insbesondere von seinen Apologeten – bereits ge-

schrieben wird, interessierte ich mich dafür, was es bedeutet, Nudging zu tun (vgl. Geertz 1984: 9f.).

Bestehende Fremdbeschreibungen, die mir vor allem zu Beginn meiner Forschung begegneten, lassen diese Praxis oft unterbelichtet und zeigen sich geblendet von der Strahlkraft des Nudging als Gegenwartsphänomen. Dabei beziehen sie sich vor allem auf jene Selbstbeschreibungen, die das Funktionieren ihrer Gegenstände unterstellen. Dazu eine Beobachtung: Auf dem Historikertag [sic] 2016 fand am 23. September ein zeitgeschichtliches Panel unter dem Titel »Der Aufstieg der Verhaltensökonomie und die Transformation von Regulierungslogiken seit den 1970er Jahren« statt. Mit Till Grüne-Yanoff (Philosophie), Holger Straßheim (Politikwissenschaft), Rüdiger Graf (Geschichte) und Jakob Tanner (Geschichte) waren vier Referenten eingeladen, die aus je unterschiedlichen Perspektiven diese Transformation beleuchteten. Im Tagungsband findet sich eine von Daniel Monninger verfasste Zusammenfassung des Panels. Mit Blick auf die Abschlussdiskussion äußert Monninger die Beobachtung, dass »sich die Diskussion doch vor allem um das Problem [drehte], dass Historiker zur Bewertung der Relevanz der diskutierten Entwicklungen auf die Selbstdeutungen der betroffenen Akteure stoßen« (Monninger 2017: 238). Aufgrund dieser Abhängigkeit von den Selbstbeschreibungen – also von Publikationen von Vertreter:innen der Verhaltensökonomie und des Nudging – musste Monningers Beobachtung nach die Fragen offen bleiben, »ob es sich bei ›nudging‹ und ›libertärem Paternalismus‹ um leere Worthülsen zur Einflussicherung handelt,« (ebd.) und ob »die ›Erfolgsgeschichte‹ des Aufstiegs und Einflusses der Behavioral Economics eine selbstreferenzielle und sich selbst erfüllende Prophezeiung durch deren ureigenste Vertreter darstellt, der Historiker aufzusitzen Gefahr laufen« (ebd.).

Wenn nach vier Vorträgen zu einem Thema eine grundlegende Verunsicherung bezüglich der Frage offenbleibt, ob die Panelisten hier lediglich Selbstdeutungen reproduzieren, deutet dies auf Schwierigkeiten hin. Monninger leitet aus dieser Verunsicherung ein sehr grundsätzliches epistemologisches Problem für die Zeitgeschichte ab. Bei der historiographischen Untersuchung eines Gegenwartsphänomens wie Nudging und dem Libertären Paternalismus habe sich die »Herausforderung der Entzifferung von Deutungskonstruktionen [...] gleichsam von sozialwissenschaftlichen Sekundärdaten auf Primärdeutungen der behandelten Gegenstände und Akteure selbst verschoben, die bis in die Gegenwart reichen« (ebd.: 238). Als Gegenwartsphänomen ist Nudging zu jung, als dass bereits auf Archive zurückgegriffen werden kann.

Und so fehlt es diesen Untersuchungen an der »professionellen Abgeklärtheit« (Amann/Hirschauer 1999: 501), welche die Geschichtswissenschaft sonst für sich beanspruchen kann, wenn sie Gegenstände aus der Vergangenheit untersucht, die über die Arbeit in Archiven rekonstruierbar sind und selbst keine eigenen Beschreibungen mehr produzieren. Monningers Beobachtung nach gelang es in obigem Panel nicht, das Verhältnis der eigenen Beschreibungen zu den Selbstbeschreibungen auszuloten, und so blieben die Diskutanten im Unklaren darüber, ob sie sich von den Selbstbeschreibungen nicht in die Irre führen lassen – »ein epistemologisches Problem, dessen Klärung die Zeitgeschichte vermutlich noch für einige Zeit in Atem halten wird.« (Monninger 2017: 238)

Die Zeitgeschichte ist nicht die einzige Quelle von Fremdbeschreibungen des Nudging, die sich vor allem auf Selbstbeschreibungen stützt. Auch die an die späten Werke von Michel Foucault (2004, 2006) anschließenden, und als Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit sehr wichtigen, Gouvernementalitätsstudien (Burchell/Gordon/Miller 1991; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Miller/Rose 2009; Bröckling/Krasmann/Lemke 2012) lernen Nudging vor allem entlang von Selbstbeschreibungen kennen. Die Gouvernementalitätsstudien griffen eine Akzentverschiebung in Foucaults Werk auf, bei der er von einer juristisch-repressiven Machtkonzeption, die vor allem in Begriffen von Kampf, Krieg und Eroberung operierte, zu einem stärker produktiven Verständnis von Macht gelangte, für das der Begriff der Regierung zentral war (vgl. Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 8). *Regieren* wird von Foucault in einem weiten Sinne verstanden und entspricht eher der im französischen Wort *gouverner* enthaltenen Bedeutung des Steuerns und planvollen Einwirkens auf das Verhalten anderer sowie das eigene Verhalten (vgl. Bröckling 2017: 8). Mit diesem Verständnis lenkte Foucault den Fokus weg von einem Verständnis des Staates als »institutionell-administrativer Struktur« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 8) und hin zu einem Bündel unterschiedlicher »Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf die Lenkung, Kontrolle, Leitung von Individuen und Kollektiven zielen« (ebd.). Damit sind die Begriffe von Regierung, Staat und Macht bei Foucault praxeologisch gedacht.

Um diese Perspektivverschiebung zu markieren, entwickelte Foucault den Begriff »Gouvernementalität«, den er als Gegenbegriff zu »Souveränität« verstand. Jedoch setzte sich eine Rezeption des Begriffes durch, die ihn als Komposition aus den französischen Begriffen »gouvernement« (Regierung) und »mentalité« (Denkweise) interpretiert (vgl. Lemke 2004: 335, FN 49). Diese Interpretation ist naheliegend, weil sie die von Foucault stets betonten

»Macht-Wissen-Komplexe« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 8) ins Zentrum rückt. Dennoch lädt sie zu einer ausschließlichen Untersuchung von Denkweisen und Mentalitäten ein, die sich vorrangig auf Selbstbeschreibungen stützt und damit den Fokus konsequent weglenkt vom konkreten Tun. Kann es also sein, dass die Gouvernentalitätsstudien bei ihrer Untersuchung von Regierungsrationalitäten einem Übersetzungsfehler aufsitzen?

Foucault hat zu dieser Uneindeutigkeit selbst beigetragen, beispielsweise wenn er seinen Forschungsgegenstand in expliziter Abgrenzung zu Regierungspraxis als *Regierungskunst* beschrieb:

Ich habe die wirkliche Regierungspraxis, wie sie sich entwickelt hat, indem sie hier und dort die behandelte Situation, die gestellten Probleme, die gewählten Taktiken, die verwendeten, ersonnenen oder umgestalteten Mittel bestimmt, nicht untersucht und will sie nicht untersuchen. Ich wollte die Regierungskunst studieren, d.h. die reflektierte Weise, wie man am besten regiert, und zugleich auch das Nachdenken über die bestmögliche Regierungsweise. (Foucault 2004: 14)

Die deutliche Unterscheidung zwischen Regierungskunst und Regierungspraxis ist für die Gouvernentalitätsstudien grundlegend. Es scheint weniger die Frage im Zentrum zu stehen, wie tatsächlich regiert wird, sondern durch welche »Grammatiken der Selbst- und Fremdführung« (Bröckling 2017: 8) die Regierungspraxis informiert und angeleitet ist. Damit geht der Blick gleichsam *hinter* die Regierungspraxis und versucht ihre Möglichkeitsbedingungen zu rekonstruieren: »[T]o understand what was thought, said and done meant trying to identify the tacit premises and assumptions that made these things thinkable, sayable and doable.« (Miller/Rose 2009: 3) Begriffe wie »Gouvernentalität«, »Regierungskunst« oder »Regierungsrationalität« verweisen dann auf Wissensformationen jenseits der Praxis, ohne die sie jedoch nicht bestehen könnte.

Solche Wissensformationen werden in den meist diskursanalytisch verfahrenen Gouvernentalitätsstudien sehr häufig entlang von Selbstbeschreibungen rekonstruiert – Selbstbeschreibungen, die vor allem das Funktionieren ihrer Gegenstände betonen. Untersucht werden dann etwa »Programmschriften, Handbücher und Arbeitsmanuale« (Bröckling 2017: 10) der je untersuchten Strategien und Programme des Regierens. Die mit dieser Materialwahl verbundene Gegenüberstellung von Regierungskunst und Regierungspraxis bedingt, dass letztere oft vollkommen ausgeblendet wird.

»Die Programme erscheinen dann als Blaupausen der Wirklichkeit, die eins zu eins umgesetzt werden« (Bröckling/Krasmann 2010: 35), und es entsteht der Eindruck, dass die Menschen tatsächlich so reibungslos regiert werden können, wie es in den Programmen vorgesehen ist (vgl. Collier 2009: 79). So bekommen diese Perspektiven oft einen eher düsteren Ton (vgl. Ortner 2016), der bis in Buchrezensionen hinein für ein Gruseln sorgt (vgl. Linß 2020).

Diese »Tendenz zur Konstruktion ›reiner‹ Rationalität« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 18) stellt sich den Gouvernementalitätsstudien in besonderem Maße, wenn sie Gegenwartsphänomene beforschen, über die es in Archiven noch wenig herauszufinden gibt. Denn Foucault betonte in der Beschreibung seines Vorgehens ausdrücklich, wie wichtig es sei, abseits allgemeiner Bibliotheken Dokumente aus der Praxis zu untersuchen, die einen weniger ausgeprägten Selbstbeschreibungscharakter haben:

Anstatt, wie das so gern getan wird, allein die Bibliothek der wissenschaftlichen Schriften zu durchmustern, mußte [sic] ein ganzer Komplex von Archiven gesichtet werden, der Verordnungen, Krankenhaus- oder Gefängnisreglements, juristische Akten usw. umfaßte [sic]. Im Arsenal und in den Archives nationales habe ich dann die Analyse eines Wissens unternommen, dessen sichtbares Korpus nicht der theoretische oder wissenschaftliche Diskurs ist, auch nicht die Literatur, sondern eine alltägliche und reglementierte Praxis. (Foucault 1969, zit. Nach. Eribon 1991, 305)

Foucault spricht sich hier explizit dagegen aus, die Analyse der Gouvernementalität auf der Lektüre kanonischer wissenschaftlicher Schriften und Selbstbeschreibungen zu fundieren, und betont stattdessen die Wichtigkeit von Dokumenten aus der Praxis. Wenn die Gouvernementalitätsstudien nun aber Gegenwartsphänomene untersuchen, zu denen es in Archiven noch keine Dokumente gibt, und sie sich stattdessen, wie die Zeitgeschichte, auf Selbstbeschreibungen verlassen müssen, dann laufen sie Gefahr, in die Falle der Konstruktion reiner Rationalität zu tappen. Denn die Selbstbeschreibungen haben einen ganz anderen Charakter als jene Praxisdokumente, auf die Foucault Bezug nahm.

Je näher die Gouvernementalitätsstudien ihren Phänomenen als Zeitgenoss:innen also kommen, desto größer wird die epistemische Distanz, die sie zu ihnen haben. Und je größer diese epistemische Distanz wird, desto bedrohlicher und machtvoller erscheinen die untersuchten Technologien der Macht. Teilt Nudging also womöglich mit Herrn Tur Tur ein Schicksal? Jener Schein-

riese aus Michael Endes »Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer«, der umso größer und bedrohlicher erscheint, je weiter man von ihm entfernt ist?

Was für die Panelisten des Historikertags zum epistemischen Problem wurde, gehört für die Gouvernementalitätsstudien in gewisser Weise zum Markenzeichen. Je klarer die gouvernementalen Strategien herausgearbeitet sind, desto sengender lassen sie sich kritisieren. Und obwohl dieses Problem der Rationalisierung (vgl. Bröckling/Krasmann 2010: 35) diskutiert wird, liefern die Gouvernementalitätsstudien trotzdem mit einiger Verlässlichkeit düstere Diagnosen. So kommt beispielsweise Ulrich Bröckling mit Blick auf Nudging zu folgendem Schluss:

So sanft die Interventionen daherkommen, praktisch weitet die Politik der Nudges die Regierbarmachung der Menschen noch aus, indem sie auch ihre Verhaltensanomalien dem lenkenden Zugriff erschließt. Die Tauglichkeit wird gesteigert, die Unterwerfung vertieft² durch ein behavioristisches Konditionierungsprogramm, das nicht an die Vernunft appelliert, sondern ihre Defizite ausgleichen soll. (Bröckling 2017: 189)

Die Ausweitung der Regierbarmachung des Menschen erscheint hier als unaufhaltsamer Prozess. Was dieser vertieften Unterwerfung entgegenstehen könnte, und ob es überhaupt eine Möglichkeit gibt, »nicht dermaßen regiert

-
- 2 Mit der Beschreibung von gesteigerter Tauglichkeit und vertiefter Unterwerfung durch das Nudging unternimmt Ulrich Bröckling einen impliziten Verweis auf eine Stelle in »Überwachen und Strafen« (1976), an der Foucault über die Disziplin schreibt: »Die Disziplin steigert die Kräfte des Körpers (um die ökonomische Nützlichkeit zu erhöhen) und schwächt diese selben Kräfte (um sie politisch fügsam zu machen). Mit einem Wort: sie spaltet die Macht des Körpers; sie macht daraus einerseits eine ›Fähigkeit‹, eine ›Tauglichkeit‹, die sie zu steigern sucht; und andererseits polt sie die Energie, die Mächtigkeit, die daraus resultieren könnte, zu einem Verhältnis strikter Unterwerfung um.« (Foucault 1976: 177) Dieser Verweis auf »Überwachen und Strafen« ist einerseits plausibel, vor allem, weil der Aufsatz aus einem Vortrag entwickelt wurde, den Bröckling am 18.06.2015 auf einer Konferenz am Institut für Wissenschaft und Kunst in Wien anlässlich des 40-jährigen Erscheinens von »Überwachen und Strafen« hielt. Andererseits irritiert der Bezug zur Disziplin. Sind sanfte Machttechnologien wie das Nudging nicht eher Ausdruck einer *anderen* Machtform, »die nach der disziplinar-technischen Normierung von Subjekten nunmehr über die Manipulation von umweltlichen Variablen operiert?« (Hörl 2018: 221f.). Es ist schwer, hier eindeutige Antworten zu geben. Doch es scheint, als gäbe es bei solchen Fragen mehr über Foucault als über das Nudging zu lernen.

zu werden« (Foucault 1992: 12), bleibt hier uneindeutig. Bröckling skizziert am Ende seines Aufsatzes zwar, wo ein Widerstand gegen Nudging beginnen könnte, angesichts seiner düsteren Diagnose wirkt dieser Versuch aber doch zaghaft und unspezifisch: »Der Widerstand gegen die sanfte Macht des Nudging könnte damit beginnen, die selbstimmunisierende Logik seiner Unvermeidlichkeit in Frage zu stellen und den Verheißungen individueller Nutzenoptimierung zu misstrauen.« (Bröckling 2017: 196)

Gouvernementalitätsanalytische Beiträge dieser Art werfen auch die Frage auf, von welcher Position aus und mit welcher Stimme sie eigentlich sprechen. Martin Savransky denkt in seinem Buch »The Adventure of Relevance« darüber nach, »what kind of conceptual self, what kind of conceptual persona« (Savransky 2016: 23) beim Schreiben erschaffen wird. Der kritische, distanzierte und gouvernementalitätsanalytische Beobachter, der aus der sicheren Distanz Regierungsrationalitäten seziert und sie immer schon »als Ausdruck von...« einordnen kann, scheint hierbei doch allzu oft genau jenen »god trick of seeing everything from nowhere« (Haraway 1988: 581) zu vollführen, den Donna Haraway in »Situated Knowledges« (ebd.) nun einmal als Trick entlarvt. Auch für diesen distanzierten Beobachter gibt es eine literarische Vorlage. Wo immer man ihn antrifft, immer ruft er schon zurück wie der mit dem Hasen um die Wette laufenden Igel: »Ick bün all hier.« (Bröckling 2007: 283) Weil seine Diagnosen so weitsichtig waren, scheint Foucault wie der Igel immer schon wartend im Ziel zu stehen, um die Essenz der untersuchten Phänomene vorwegzunehmen. Und egal wie schnell man läuft, immer steht er schon da. In dem Maße, in dem die Gouvernementalitätsstudien also erfolgreich darin sind, Deutungsangebote für gesellschaftliche Veränderungen bereitzustellen, (vgl. Reinhart 2016: 163) entsteht für sie das »Identitätsproblem [...], eine sozial relevante Differenz zwischen ihrem Wissen und dem immer schon irgendwie und irgendwo gewussten Alltagswissen aufrecht zu erhalten« (Amann/Hirschauer 1999: 499).

Dieses Problem lässt sich am Film »Weitermachen Sanssouci« von Max Linz verdeutlichen, einer Satire auf einen durch Drittmittelförderung fremdgesteuerten Universitätsbetrieb, in dem junge Wissenschaftler:innen zwischen Lehrauftrag und 28%-Stelle Verwaltungsaufgaben übernehmen. Die junge Wissenschaftlerin Phoebe Phaidon, der am Beginn des Filmes zugehört werden kann, wie sie ihren Schreibtisch bei ihrer ausgelaufenen Projektstelle räumt, kommt ans Institut für Kybernetik und Simulationsforschung der »Berliner Universität«, welchem am Ende des Semesters die Schließung droht, sollte die Evaluation negativ ausfallen. Während des Filmes

wird der Stiftungsprofessor Alfons Abstract-Wege berufen, der samt einer Unternehmensberaterin ans Institut kommt, die die Mitarbeiter:innen während der Evaluationsphase als Coach unterstützen soll. Abstract-Wege wird in diesem Film als Stereotyp eines oberflächlichen akademischen Karrieristen gezeichnet, der – und deshalb erwähne ich diesen Film – ein Forschungsprojekt zum Thema Nudging ankündigt. Nudging dient hier also als Requisite für die Darstellung eines neoliberalen und unternehmerischen Forschertypus, dem »echte« wissenschaftliche Neugierde fehlt. Diese Wahl ist gewiss nicht zufällig und es bleibt anzunehmen, dass die Drehbuchautor:innen selbst ihr Pensum an Foucault- Lektüre absolviert haben.

In Abstract-Weges Antrittsvorlesung »Konzentration aufs Wesentliche – Nudging in digital erweiterten Realitäten«, lässt Max Linz seinen Charakter einige Spezifika des Nudging erläutern:

Beim Nudging geht es um eine Sozialtechnologie, die einem hilft, sich selbst zu belohnen. Aber wie belohnt man sich selbst? Und wer sagt danke? Die Antwort ist einfach: Es ist der eigene Körper. Lassen sie mich mit einem ganz einfachen Beispiel anfangen. Der Schweizer Kantinenverband SKV hat den Zuckeranteil der im vergangenen Jahr verkauften Waren um eine Menge von sage und schreibe 115 Millionen Zuckerwürfeln reduziert. Ich wiederhole 115 Millionen! »Was hat das mit uns zu tun?«, werden sie fragen. Ganz einfach. Wir haben in der Zentralmensa hier in der BU ein Pilotprojekt starten können, das einige dieser Aspekte weiterdenkt. (Weitermachen Sansoucci, Transkript, T.S.)

In dieser Sequenz werden einige Besonderheiten der Selbstbeschreibungen des Nudging auf satirische Weise verdichtet. Die kontextlose Betonung einer Reduktion von 115 Millionen Zuckerwürfeln durch Alfons Abstract-Wege ist beispielsweise ein Motiv, mit dem sich Nudging wunderbar persiflieren lässt, und das bei der Zuschauerin durchaus für Stirnrunzeln sorgen kann.

Am Ende des Films sind es dann ausgerechnet die Gutachter:innen, die bei der Evaluation des Instituts die Welt wieder ein Stück weit in Ordnung bringen und der Zuschauerin vorübergehende Erleichterung verschaffen. Denn es ist nicht Abstract-Weges Nudging-Projekt, das für die erfolgreiche Evaluation den Ausschlag gibt, sondern das von Phoebe Phaidon konzipierte Projekt zur Simulation (und Bekämpfung) des Klimawandels. Dennoch: Nudging, verkörpert in der Figur des neoliberalen Ungeheuers Alfons Abstract-Wege, ist in diesem Film Ausdruck für einen Prozess, der dieses eine Mal, bei dieser einen

Evaluation, zwar noch gebremst werden konnte, aber dennoch unaufhaltbar scheint. Phoebe Phaidon zieht am Ende des Films weiter zur nächsten befristeten Stelle.

Über die groteske Figur des Abstract-Wege kann man sich zwar lustig machen, aber trotzdem scheint es gegen die Transformation, die er verkörpert, kein Mittel zu geben. Die Kritik an ihm und an Nudging wirkt dabei wie ein Ritual, das zur Pose verkommt. Genau dieses Problem des Repetitiv-Werdens stellt sich auch den Gouvernamentalitätsstudien:

Gerade weil die Gouvernamentalitätsanalysen ein hohes gegenwartsdiagnostisches Potential besitzen [...] stoßen sie auf Resonanz. In dem Maße, in dem sie auf Resonanz stoßen, laufen sie Gefahr, ihr gegenwartsdiagnostisches Potential einzubüßen. Der Gestus des kritischen Aufdeckens, der vielen sich auf das Konzept der Gouvernamentalität beziehenden Gegenwartsanalysen [...] eigen ist, wird in dem Maße obsolet, wie nicht das Kritisierte, sondern die Kritik selbst zum common sense geworden ist und dem Publikum ohnehin schon vertraut ist, was da aufgedeckt wird. Kritik verwandelt sich so in die Selbstaffirmation der Kritikergemeinde. (Bröckling/Krasmann 2010: 33f.)

Wenn nun der Anspruch besteht, dass eine soziologische Beschreibung weiterhin »einen Unterschied macht« (Hirschauer 2001: 449) und nicht lediglich bereits Gesagtes wiederholt, wie und worüber soll ich dann schreiben? Eine mögliche Antwort besteht darin, die Distanz zum Gegenstand zu reduzieren, indem ich die Selbstbeschreibungen hinter mir lasse und mich stärker jener Praxis zuwende, die den blinden Fleck der Gouvernamentalitätsstudien darstellt. Es bedeutet also, Nudging ethnografisch zu untersuchen. Anstelle des konzeptuellen Selbst des distanzierten Beobachters, bringt Martin Savransky eine Figur ins Spiel, an der ich mich hier orientieren möchte: Der Lehrling. »The apprentice is not the one who knows, not even the one who learns, but the one whose *problem* is that of learning, of inquiring, of learning how to know.« (Savransky 2016: 218) Also stelle ich erneut die Frage: Wie Nudging wissen?

II.2 Absteigen

Ich habe bisher eine Annäherungsbewegung an das Phänomen Nudging skizziert, in der ich davon ausgegangen bin, dass eine Beforschung der Selbstbe-

schreibungen eine recht große Distanz zum Gegenstand mit sich bringt, aus der ein spezifisches und eher furchteinflößendes Bild entsteht. Neben den Metaphern von ›Nähe‹ und ›Distanz‹ ist es auch üblich, in Kategorien von ›oben‹ und ›unten‹ über Forschungsperspektiven nachzudenken. Dabei werden Diskurse oft eher *oben* verortet, während die Praxis oder Praktiken *unten* imaginiert werden. Im nun folgenden Abschnitt ergänze ich also die Annäherungsdurch eine Abstiegsbewegung und mache mich auf die Suche nach einem sicheren analytischen Stand.

Ein ethnografischer Forschungsstil zeichnet sich dadurch aus, Zugriff auf praktische Geschehnisse zu bekommen, die in Selbstbeschreibungen oder Befragungen nicht auftauchen. Sich selbst als Person durch körperliche Anwesenheit für einen mehr oder weniger langen Zeitraum in ein Feld zu begeben, ermöglicht Einblicke, die auf andere Weise nicht zu gewinnen sind. Ethnografie erschöpft sich jedoch nicht in der methodischen Durchführung teilnehmender Beobachtung. Als Forschungsstil zeichnet sie sich vor allem durch Flexibilität aus. Es herrscht Flexibilität bezüglich der Datensammlung, weil Ethnografie ihre Beobachtungen auch mit Interviews, mit Gesprächen, mit Fotografien oder mit dem Sammeln von (unfertigen) Dokumenten flankiert. Bezüglich des Forschungsinteresses ist Ethnografie flexibel, weil sie ihre genauen Fragen an die Eigenheiten des Feldes anpassen kann und somit erst im Verlauf der Forschung zu ihrer Fragestellung kommt. Aber auch bezüglich des Verhältnisses von Theorie und Empirie herrscht Flexibilität, weil Ethnografie durchweg diese Unterscheidung zu destabilisieren und zu unterlaufen vermag. Ethnografische Forschung weist damit eine große Affinität zur Praxeologie auf, jener Theorieströmung, die aus einem genuinen Misstrauen gegenüber Theorie und aus einer Kritik an der scholastischen Vernunft heraus entstanden ist (vgl. Bourdieu 2004; Schmidt 2015), und die Frage nach dem konkreten Tun in den Fokus rückt.

Foucaults Praktiken

Auch Foucault gibt sich in den quer durch sein Werk verstreuten Äußerungen zu seinem methodologischen Vorgehen als Autor zu erkennen, der sich für Praxis interessiert (vgl. Schäfer 2013: 121ff; Lemke 2021: 144ff.). Beispielsweise argumentiert er, dass es ihm weder um »die Vorstellungen [gehe], die Menschen von sich selbst haben, noch [um] die Bedingungen, von denen sie ohne ihr Wissen bestimmt sind, sondern eher [darum], was sie tun und wie sie es tun« (Foucault 1990: 51). An anderer Stelle ruft er dazu auf, »zur Untersuchung

jener konkreten Praktiken hinabzusteigen [...] und die Untersuchung darüber anzugehen, was ›man macht‹.« (Foucault 1994: 701–702) Erst auf dieser ›untersten Ebene‹ konkreten Tuns könne ›eine aufsteigende Analyse der Macht‹ (Foucault 2003: 239) beginnen:

[I]ch glaube, man muss die Art und Weise analysieren, wie auf den *untersten Stufen* die Phänomene, die Techniken, die Verfahren der Macht ablaufen, man muss zeigen, wie diese Verfahren sich selbstverständlich verschieben, ausdehnen und modifizieren, aber vor allem, wie sie besetzt und durch die globalen Phänomene annektiert werden [...]. (Foucault 2003: 239, Hervorhebung: T.S.)

Diese ›untersten Stufen‹ konkreter Praktiken rekonstruierte der »Bibliotheksbewohner« (Felsch 2015: 164) Foucault vor allem durch ausgiebige Quellenarbeit in Archiven. Gleichwohl kommt die Frage auf, wie sich Praktiken darstellen, wenn sie im Archiv rekonstruiert werden. Eine der eindrucklichsten Erfahrungen meiner Forschung war es, zu erleben, wie schwer es ist, als teilnehmender Beobachter dem Geschehen zu folgen, weil es seine eigene Temporalität hat und nicht darauf wartet, bis der Ethnograf es aufgeschrieben hat (vgl. Hirschauer 2001). Diese »Flüchtigkeit des Sozialen« (Bergmann 1985) war für Foucault kein methodologisches Problem, weil er in Archiven historische Dokumente untersuchte. Das Geschehen, dem er sich selbst körperlich aussetzte, war jenes ruhige, behäbige und entzeitlichte Geschehen der Archive, in dem er Praktiken immer schon in Textform kennenlernte (vgl. Reckwitz 2008: 197f.).

Eine Praxeologie im Archiv neigt dazu, Praktiken als Entitäten (›practice-as-entity‹) zu rekonstruieren (vgl. Shove/Pantzar/Watson 2012: 7f.), die sich zwar nicht vollkommen identisch wiederholen aber dennoch »kulturell geformten Mustern identifizierbarer Einheiten« (Alkemeyer/Buschmann 2016: 119) entsprechen. Reckwitz spricht in diesem Zusammenhang von Praktiken als »typisierte[n], routinisierte[n] und sozial ›verstehbare[n]‹ Bündel[n] von Aktivitäten« (Reckwitz 2003: 289). So erscheinen Praktiken dann als »sehr konkret benennbare« (ebd.) Entitäten, aus denen sich »die soziale Welt [...] zusammensetzt« (ebd.). Alkemeyer und Buschmann sehen hier die Gefahr, dass Praktiken ein ontologischer Status zugesprochen wird, ohne sich die Frage zu stellen, wie die Bündelung einzelner Aktivitäten zu Praktiken überhaupt zustande kommt (vgl. Alkemeyer/Buschmann 2016: 120). Dies wird an einer Formulierung von Shove et al. recht deutlich, wenn sie davon sprechen, dass Praktiken den einzelnen Aktivitäten vorausgehen und wie Gefäße von

ihnen gefüllt werden: »It is through performance, through the immediacy of doing, that the ›pattern‹ provided by the practice-as-an-entity is filled out and reproduced.« (Shove/Pantzar/Watson 2012: 7, Hervorhebung: T.S.)

Ein cursorischer Blick in Foucaults Schriften zeigt eine Vielzahl von Praktiken als Entitäten, wenn er beispielsweise von »Strafpraktiken« (Foucault 1976: 18), »gesetzwidrige[n]« (ebd.: 97), »außergesetzliche[n]« (ebd.: 108) oder »unerlaubte[n]« (ebd.: 360) Praktiken spricht. In Texten der Gouvernamentalitätsstudien finden sich »alltägliche Kontrollpraktiken« (Bröckling/Krasmann 2010: 23), »Praktiken der Fremd- und Selbststeuerung« (ebd., 24), »Machtpraktiken« (ebd., 24), »Alltags- und Selbstpraktiken« (ebd., 26) oder »Regierungspraktiken« (ebd., 29) – Allesamt also Praktiken, die sich mit einer gewissen Stabilität und Regelmäßigkeit zu wiederholen scheinen, als in der Welt auffindbar beschrieben werden, bei denen aber recht unklar bleibt, was genau hier konkret zu beobachten wäre.

Weil Praktiken hier immer schon als Bündel einzelner Aktivitäten erscheinen, welche individuelle Handlungen übergreifen, stellt sich diesen Ansätzen nicht die Frage, wie die Bündelung überhaupt zustande kommt. Wie gelingt es den Beteiligten, ihre Aktivitäten aufeinander einzustellen und zu koordinieren? Für Reckwitz sind Praktiken die »kleinste Einheit des Sozialen« (Reckwitz 2003: 290) und auch Foucault vermutet, bei ihnen jene untersten Stufen zu erreichen, auf denen er einen sicheren analytischen Stand gewinnt. Für diese Ansätze sind Praktiken also immer schon da. Handelnde können in diesem Bild als Partizipanten ein- und aussteigen und die Frage, wie sich ihre Aktivitäten zu Praktiken bündeln, wird mit

Verweis auf ein kollektiv geteiltes, in den beteiligten Artefakten objektiviertes und den Teilnehmer-Körpern inkorporiertes (Regel-)Wissen erklärt, das es erlaubt, eigene Aktivitäten wie schlafwandlerisch an den Aktivitäten anderer Partizipanden zu orientieren. (Alkemeyer/Buschmann 2016: 122)

Diese Tendenz, die Abstimmungsleistungen der Praktiker:innen auszublenden, ist auch in den Gouvernamentalitätsstudien stark ausgeprägt, weil Regierungspraxis dort als etwas erscheint, das der Kunst des Regierens, den Plänen und Programmen, nachgelagert ist. Wenn Bröckling und Krasmann (2010) beispielsweise selbstkritisch betonen, dass die Gouvernamentalitätsstudien dazu neigen, die »Brechungen, Modifikationen, Verwerfungen [und] Zurückweisungen« (ebd.: 35) auszublenden, die bei der Umsetzung von Programmen entstehen, bleiben sie doch in jener Vorstellung von Praxis verhaftet, die durch

Pläne, Programme und Rationalitäten vorgegeben und angeleitet ist. Die Praktiker:innen von Regierungstechnologien wie dem Nudging erscheinen in dieser Sichtweise wie »cultural dopes« (Garfinkel 1967: 68), jene »kulturellen Trottel«, deren tatsächliches Verhalten durch vorgegebene Regeln bestimmt ist und die in Übereinstimmung mit solchen festgelegten und legitimen Handlungsmöglichkeiten agieren.

Garfinkels Praxis

Dieser Einwand ist die berühmte Kritik Harold Garfinkels an seinem Doktorvater Talcott Parsons, an der die Ethnomethodologie ihren Ausgang nahm. Garfinkel kritisiert Parsons' Vorstellung, derzufolge Akteure abstrakt formulierte Regeln einer gemeinsamen Kultur lediglich ausführen. Dies komme einem Kurzschluss zwischen regelförmigem Wissen und dem tatsächlich stattfindenden Verhalten der Akteure gleich (vgl. Bergmann/Meyer 2021: 43). Die Kluft zwischen diesen Sphären werde Garfinkel zufolge praktisch auf eine andere Weise überwunden: So seien die Handelnden selbst, »fortwährend und unvermeidlich mit der Aufgabe befasst, die normativen Vorgaben [...] zu interpretieren und in wechselseitiger Abstimmung auf der Basis von prozeduralem Alltagswissen mit den situativen Gegebenheiten, Umständen, Zwängen, Erwartungen, d.h. praktisch zu vermitteln« (ebd.). Soziale Ordnung ist in dieser Sichtweise als »ongoing accomplishment« (Garfinkel 1967: 11) dem alltäglichen Handeln nicht äußerlich, sondern wird »von den Akteuren selbst in den alltäglichen Situationen hergestellt und aufrechterhalten« (Ayaß 2021: 74).

Für die Handelnden besteht immer eine doppelte Herausforderung: Einerseits müssen sie, eingespannt in praktische Vollzüge, »unter unklaren Bedingungen und mit begrenzten Ressourcen (Informationen, Zeit etc.) zu praktischen Entscheidungen [kommen]« (Bergmann/Meyer 2021: 44). Andererseits müssen diese praktischen Entscheidungen »als angemessen und vernünftig akzeptiert werden« (ebd.). Dazu müssen die Handelnden Situationen definieren, gemäß ihren Deutungen handeln aber auch den anderen Beteiligten, die mit derselben Aufgabe konfrontiert sind, ihr Situationsverständnis anzeigen. Jedes Tun hat also »eine stets mitlaufende kommunikative Seite [...], mit der es anzeigt, was für ein Tun es ist« (Hirschauer 2016b: 55). Dieses Spiel der permanenten Herstellung von *Accountability*, mit der Gesellschaftsmitglieder sich selbst und anderen anzeigen, dass sie tun, was sie tun, ist eine immer mitlau-

fende Anforderungen des kompetenten Vollzugs von Handlungen (vgl. Bergmann/Meyer 2021: 48).

Diese ethnomethodologische Sensibilisierung für Praxis als Vollzugsgeschehen macht deutlich, dass Foucault mit seinem Abstieg zu den Praktiken noch gar keinen Boden unter die Füße bekommen hat. Aus ethnomethodologischer Perspektive sind selbst die Praktiken im Sinne Foucaults eine Abstraktion. Garfinkel stünde insbesondere dem Versuch skeptisch gegenüber, Praktiken über Praxisdokumente wie Verordnungen, Krankenhaus- oder Gefängnisreglements und juristische Akten zu rekonstruieren. Dies würde für ihn bedeuten, sie als ›aktuarielle Berichte‹ (vgl. Garfinkel 1967: 197ff.) zu lesen und zu versuchen, durch sie wie durch ein Fenster auf die Praxis zu blicken. Doch solche Berichte wurden nicht für Historiker:innen oder Soziolog:innen verfasst, um Praktiken rekonstruierbar zu machen. Vielmehr sind sie selbst Produkte der Praxis mit einem eigenen Entstehungs- und Verwendungskontext. Was lässt sich forschungspraktisch daraus schlussfolgern? Für mich ist der ethnomethodologische Impetus, Sozialität von dem Vollzugsgeschehen her zu denken, eine Vorsichtsmaßnahme und vor allem ein Hinweis auf die konstitutiven Anteile der Akteure an der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit (vgl. Ayaß 2021: 75). Die Betonung des Vollzugsgeschehens ist für mich ein notwendiger Zwischenschritt zur Beantwortung meiner Frage ›Wie Nudging wissen?‹

Pläne und Praxis

Bevor ich die konzeptuelle Beantwortung dieser Frage fortsetze, möchte ich noch etwas eingehender auf die Pläne des Nudging und seine Frameworks eingehen. Ich habe weiter oben beschrieben, dass viele Perspektiven auf Nudging einzig über die Selbstbeschreibungen Zugang zu ihrem Gegenstand bekommen und somit die Regierungspraxis aus dem Blick verlieren. Oft erscheint solchen Perspektiven eine bestimmte Textgattung als zumindest approximative Lösung des Problems, keinen direkten Zugang zur Praxis zu haben. Im Feld von Behavioural Insights zirkulieren eine große Anzahl sogenannter Frameworks, die als Handbücher oder Arbeitsmanuale das ausdrückliche Ziel verfolgen, die Praxis anzuleiten. In einem von der US-amerikanischen Bundessteuerbehörde (IRS) herausgegebenen Framework wird dieser Zweck wie folgt beschrieben:

This Behavioral Insights Toolkit was created as a practical resource for use by IRS employees and researchers seeking to incorporate Behavioral Insights into their work. This Toolkit describes the field of Behavioral Insights, its potential benefits, and *how Behavioral Insights can be practically applied to serve taxpayers and help the IRS achieve its mission.* (IRS 2017: 2, Hervorhebung: T.S.)

Die gesamte Entstehung des Behavioural Insights-Feldes könnte anhand dieser Frameworks nachvollzogen werden. Sie untergliedern den Prozess der Entwicklung behavioral informierter Regierungsinterventionen meist in unterschiedliche Phasen. Als erstes Framework gilt der MINDSPACE-Report (BIT 2010), der im Jahr der Gründung des Behavioural Insights-Teams in London veröffentlicht wurde. Hier wird der Prozess in sechs Phasen, den 6Es, eingeteilt: Explore, Enable, Encourage, Engage, Exemplify, Evaluate. Diese sechs Phasen stellten damals bereits eine Erweiterung eines vorhergegangenen Frameworks (DEFRA 2008) dar, das sich mit Verhaltensänderungen zum Umweltschutz auseinandersetzte aber noch nicht mit dem Begriff ›Behavioural Insights‹ verknüpft wurde. Seit dem MINDSPACE-Report wurden eine ganze Reihe weiterer Frameworks publiziert. Vom Behavioural Insights-Team folgten in den Jahren nach seiner Gründung die Reports »Test, Learn and Adapt (BIT 2012)« und »EAST (BIT 2014)«. ³ Auch von anderen Organisationen, wurden in den letzten Jahren einige solcher Frameworks veröffentlicht (IRS 2017; BEAR 2018; OECD 2019), die auf bestimmte Anwendungsgebiete fokussieren, auf je diagnostizierte Mängel oder Lücken vorhergehender Frameworks reagieren und sich in der Nuancierung der verschiedenen Phasen unterscheiden.

Aus gouvernementalitätsanalytischer Perspektive wären solche Frameworks ein sinnvolles und naheliegendes Datenmaterial, weil in ihnen die Programme des Regierens mit der ausdrücklichen Absicht der Umsetzung niedergeschrieben sind. Vor dem Hintergrund der ethnomethodologischen Sensibilisierung für das Vollzugsgeschehen ist es jedoch fraglich, ob diese Frameworks die Praxis tatsächlich anleiten. Das Verhältnis von Plan und Praxis scheint komplizierter zu sein. Im Alltag der Herstellung von Nudges, an dem ich beobachtend teilnehmen konnte, waren die Frameworks zwar allgegenwärtig, aber nicht unbedingt als Pläne, die befolgt oder ausgeführt wurden. Sie begegneten mir beispielsweise in folgenden Situationen:

3 Zum Einfluss dieser Reports: Feitsma (2019: 134).

Im Akquisegespräch, wo die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit eruiert werden, stellt Jakob seine Organisation und ihre Arbeitsweise kurz vor. »Our work is guided by the [Eigenname]-framework. It is a diagnostic approach. That means that we start each project with a deep analysis of the problems involved. And only based on a good diagnosis we then develop our solutions. It is exactly like a doctor works: First he examines his patients and only then decides how to treat them.« (Notiz 24.09.19)

Ich helfe dabei, einen Projektantrag zu schreiben. Wir wurden dazu eingeladen, in einem größeren Projektverbund den Verhaltensteil zu übernehmen. Weil ich noch nie einen solchen Antrag geschrieben habe und Input brauche, habe ich mich mit Maria verabredet. Sie ist heute als Consultant bei einer Behörde, weshalb ich sie dort besuche. Wir gehen erst zusammen Mittagessen und sitzen dann in der Kaffeeküche, wo wir den groben Aufbau des Projektantrags besprechen. Wir einigen uns darauf, ihn entlang der Phasen des Frameworks zu gliedern und einen kleinen Absatz vorwegzuschieben, in dem wir betonen, dass Informationsvermittlung nicht ausreicht, sondern immer auch Verhaltensaspekte mitberücksichtigt werden sollten, und dass wir deshalb die richtigen Partner sind. (Notiz 03.10.19)

Ich komme morgens ins Büro und finde Charlotte und Rachel schon sehr beschäftigt vor. Heute beginnt ein dreitägiges Seminar zu Behavioural Insights, zu dem Regierungsmitarbeiter:innen aus der ganzen Welt anreisen, die sich zu dem Thema weiterbilden wollen. Ich frage Charlotte, wer denn unterrichten werde. »I will start the course and do the Behaviour Phase of [Eigenname des Frameworks]. Peter will come later. He is giving a talk this morning and when he is finished with that, he will come to the course and continue teaching there.« (Notiz 26.09.19)

In diesen Situationen begegnet mir das Framework nicht als Plan, der von den Praktiker:innen abgearbeitet wird, sondern als Plan, mit dessen Hilfe sie zeigen können, dass sie einen Plan haben. In einem hochprofessionalisierten Feld wie der öffentlichen Verwaltung, in dem sich die Praktiker:innen als Expert:innen positionieren, die mithilfe wissenschaftlicher Methoden evidenzbasierte Politiken anbieten, dienen die Frameworks zur Untermauerung dieser professionellen Haltung. Im Akquisegespräch, beim Projektantrag oder bei der Vermittlung von Behavioural Insights-Kenntnissen an Regierungsmitarbeiter:innen: Pläne verkörpern in diesen Beispielen Professionalität, Rationalität, zweckgerichtetes Handeln und Machbarkeit. Wer einen Plan hat, weiß, was zu tun ist.

Es gab jedoch auch andere Situationen, in denen mir während der Feldforschung Pläne begegneten. An einem meiner ersten Tage im Feld hatte sich eine Mitarbeiterin, die auch erst vor Kurzem angestellt worden war, mit mir zusammengesetzt, um mir einen Überblick über ein aktuell laufendes Projekt zu geben. Sie holte mich in meiner Rolle als Praktikant, also als Kollege, in das Projekt, in dem auch ich mitarbeiten sollte.

Judith hat auf ihrem Laptop den Projektantrag geöffnet und fährt mit ihrem Finger über eine Grafik, in der die verschiedenen Phasen des Projektes abgebildet sind. Jetzt gerade seien sie im Projekt etwa HIER – zwischen Strategie und Intervention. Sie sagt, dass die beiden ersten Phasen – Behaviour und Analysis – durchlaufen worden wären, bevor sie anfang, hier zu arbeiten. Dabei macht sie mit ihrem Finger eine lineare Bewegung über alle Punkte hinweg, mit der sie mir den Eindruck vermittelt, dass das Projekt tatsächlich entlang dieser Phasen abgearbeitet worden sei. Ich frage dann, was sie jetzt aktuell im Projekt mache, woraufhin sie sagt, dass sie sich jetzt etwa am Beginn der Testphase befänden. Judith kommt dabei aber leicht ins Stocken, und meint, dass es nicht so richtig klar sei, in welcher Phase sie sich gerade befänden. Es gebe viele Meetings. Beispielsweise sei es gestern darum gegangen, über das Testing zu sprechen. Dabei kramt sie aus ihren Unterlagen ein Blatt heraus, auf dem das Testingkonzept visualisiert ist. Generell sei es aber immer ein Hin- und Her im Projekt. Abstimmungen, Besprechungen, die Umsetzung des Besprochenen in irgendwelchen Dokumenten, und von vorn. (Notiz 17.09.19)

Diese Sequenz ist bemerkenswert, weil sich darin einiges über Pläne lernen lässt. Meiner Informantin fällt es zunächst leicht, zurückliegende Arbeiten, an denen sie nicht aktiv beteiligt war, als abgeschlossene Phasen zu beschreiben. So gleitet ihr Finger zunächst flüssig über das Schaubild des Nudging-Prozesses. Als sie jedoch auf die aktuell stattfindenden Arbeiten zu sprechen kommt, gerät sie ins Stocken und findet im Phasenmodell keine adäquate Beschreibung ihres Tuns mehr. Sie erlebt die laufende Projektarbeit, an der sie selbst erst seit Kurzem teilnimmt, nicht als Phasen. Es scheint, als falle ihr mit zunehmender Distanz zum Hier und Jetzt der Arbeit eine Einteilung in Phasen leichter. Aber mit Blick auf ihren Arbeitsalltag, den sie als ein Wechselspiel von Abstimmungen, Besprechungen und der Weiterverarbeitung des Besprochenen in Dokumenten beschreibt, kann sie keine Phasen mehr erkennen und beginnt stattdessen von konkreten Aktivitäten zu erzählen.

In diesem Gespräch, in dem wir beide uns mehr oder weniger auf Augenhöhe begegnen, geht es weniger um die Darstellung von Professionalität. Die Frameworks dienen hier eher als »Ressourcen, auf die Handelnde zurückgreifen, um ihr Handeln zu organisieren und das Handeln anderer zu interpretieren« (Knoblauch/Heath 1999: 167). Zwischen den Plänen auf der einen Seite und der Praxis auf der anderen klafft also eine Lücke, deren Überbrückung sich nicht als Anwendung oder Umsetzung denken lässt. Denn egal, »[w]ie detailliert Formalisierungen auch immer ausfallen mögen, sie sind doch in einem enormen Ausmass [sic] situativen Kontingenzen ausgesetzt« (ebd.: 167).

Dieses Argument wurde vor allem von Lucy Suchman (1985) in ihrer Dissertationsschrift »Plans and Situated Actions« ausgearbeitet. Am Beginn ihrer Arbeit zitiert sie einen Artikel, in dem am Beispiel der Seenavigation zwei verschiedene Sichtweisen auf planvolles Agieren verglichen werden:

Thomas Gladwin (1964) has written a brilliant article contrasting the method by which the Trukese navigate the open sea, with that by which Europeans navigate. He points out that the European navigator begins with a plan – a course – which he has charted according to certain universal principles, and he carries out his voyage by relating his every move to that plan. His effort throughout his voyage is directed to remaining ›on course.‹ If unexpected events occur, he must first alter the plan, then respond accordingly. The Trukese navigator begins with an objective rather than a plan. He sets off toward the objective and responds to conditions as they arise in an *ad hoc* fashion. He utilizes information provided by the wind, the waves, the tide and current, the fauna, the stars, the clouds, the sound of the water on the side of the boat, and he steers accordingly. His effort is directed to doing whatever is necessary to reach the objective. If asked, he can point to his objective at any moment, but he cannot describe his course. (Berreman 1966: 347, zit. nach Suchman 1985, 1)

Lucy Suchman erkennt in dieser Gegenüberstellung zwei unterschiedliche Sichtweisen zweckgerichteten Handelns. Während der europäische Navigator das »prevailing scientific model of purposeful actions« (Suchman 1985: 1) verkörpert und dabei stets einen Plan zur Hand habe, der seine Handlungen anleitet, beginnt der trukesischen Navigator mit einem Ziel statt einem Plan und berichtet davon, wie er auf dem Weg zu diesem Ziel tatsächlich steuerte (vgl. ebd.) – Pläne auf Seiten des Europäers, situierte Handlungen auf Seiten des Trukesers.

Das langsam deutlicher werdende Ziel meiner eigenen Suchbewegung ist eine trukesische Beschreibung des Nudging, die statt Plänen situierte Handlungen zum Inhalt hat, welche auf ein Ziel hin ausgerichtet sind. Ich habe mich an gouvernementalitätsanalytischen Ufern auf die Reise begeben, die Kluft zwischen den Plänen und der Praxis weiträumig umschiff, und sehe nun das Ziel meiner Reise langsam am Horizont erscheinen. Denn der trukesische Navigator berichtet nicht ausschließlich davon, wie er tatsächlich navigierte. Stattdessen beschreibt er seine situierten Handlungen *im Lichte eines Ziels*, das ihm Orientierung gibt. Während dieses Ziel von Anfang an klar ist, ist sein Kurs zwangsläufig vage. Denn dieser hängt von kontingenten Umständen ab, die er nicht vorhersehen kann (vgl. Suchman 1985: 1), mit denen er aber umgehen und die er meistern muss.

Auch für die Beschreibung von Nudging finde ich mit dem trukesischen Modell eine brauchbare Alternative, um die planbasierten Selbstbeschreibungen, welche von den Gouvernementalitätsstudien so dankbar rezipiert werden, endlich durch eine eigene Fremdbeschreibung zu ergänzen. Wenn Pläne nicht ausreichen, um die situativen Kontingenzen der Praxis des Nudging zu bewältigen, so ist es vielleicht der Nudge selbst, der als Ziel den situierten Handlungen der Praktiker:innen eine Orientierung gibt. Als Ziel – als *Objective* – ist er das, worauf sie sich hinbewegen und woran sie sich orientieren, wenn sie mit den Unwägbarkeiten ihres praktischen Tuns konfrontiert sind. Eine damit einhergehende Vorstellung objektzentrierter Sozialität (vgl. Knorr-Cetina 1997) werde ich auf den nächsten Seiten skizzieren.

II.3 Hineinsteigen

Bisher habe ich meine Forschungsperspektive in einem Verhältnis von Nähe und Distanz, sowie von oben und unten verortet. Dabei habe ich die Bewegungen des Annäherns und Absteigens durchlaufen. Eine weitere Möglichkeit der Spezifizierung besteht darin, zwischen einer Außen- und einer Innenperspektive zu unterscheiden. Auf den nächsten Seiten werde ich deshalb spezifizieren, wie es mithilfe objektzentrierter Ansätze gelingen kann, analytisch in Herstellungsprozesse *hineinzusteigen*.

Karin Knorr-Cetina (1997) hat dazu mit ihrem Aufsatz »Sociality with Objects« einen Grundstein gelegt. Ihr Ausgangspunkt besteht in der Feststellung, dass bestehende Konzeptionen von Expertise und technisch-wissenschaftlicher Arbeit Wissen und Expertise bis dato zwar unterstellen, aber nicht

thematizieren (vgl. ebd.: 9; vgl. Knorr-Cetina 2008: 76). Zwar werde betont, dass Wissen und Expertise eine gewichtige Rolle spielen, ohne jedoch auf das ›Wie?‹ einzugehen. Es dürfte inzwischen erwartbar sein, dass sich auch die Gouvernementalitätsstudien durch diese Unterstellung ohne Thematisierung auszeichnen. Beispielsweise wenn Ulrich Bröckling, unter anderem mit Blick auf Nudging, von einer »methodisch angeleitete[n], von eigens dafür ausgebildeten Experten betriebene[n], systematisch beforschte[n] und institutionell abgestützte[n]« (Bröckling 2017: 9) Sozialtechnologie spricht. Diese Aufzählung benennt oder unterstellt ein ganzes System von Expert:innen, ohne aber näher darauf einzugehen, was sie tun. Wie funktioniert die methodische Anleitung? Was treiben die Expert:innen? Wie wird Nudging systematisch beforscht? Wie ist es institutionell abgesichert?

Knorr-Cetina betont, dass solche unterstellenden Ansätze meist eine Außenperspektive einnehmen: »[T]hey look upon the functioning of knowledge and technology from the outside.« (Knorr-Cetina 1997: 23) Um hingegen eine analytische Innenperspektive einnehmen zu können, schlägt Knorr-Cetina vor, die Beziehungen zwischen Expert:innen und den Objekten, auf die sie hinarbeiten, in den Blick zu nehmen. Mit dieser Fokussierung nimmt Knorr-Cetina jene trukesisische Perspektivverschiebung vor, die statt Plänen Ziele, und die an ihnen orientierten situierten Handlungen, in den Fokus rückt. Mit Blick auf Nudging lässt sich so die Frage stellen, worauf die Praktiker:innen eigentlich hinarbeiten und wie die Ausrichtung an einem gemeinsamen Ziel ihren situativen Bemühungen eine Orientierung verleiht.

Objektverhältnisse beschreibt Knorr-Cetina im Anschluss an Jacques Lacan nicht durch positive Begriffe der Verwirklichung oder Erfüllung (vgl. Knorr-Cetina 1997: 12ff.), sondern als eine Form des Mangels und einer damit einhergehenden »structure of wanting« (ebd.: 13). Denn weil in Herstellungsprozessen und konkreten Arbeitssituationen die zu schaffenden Objekte noch im Entstehen sind, fehlt ihnen immer etwas. Die Praktiker:innen orientieren sich an Repräsentationen ihrer zu schaffenden Objekte, die in ihrer gegenwärtigen Unvollständigkeit spezifizieren können, was mit Blick auf das Endprodukt noch fehlt und somit als nächstes getan werden muss:

[T]he point I want to stress is that the representations experts come up with in their search processes [...] tend to specify what is still missing in the picture. In other words they suggest which way to look further, through the insufficiencies they display. In that sense one could say that objects of knowl-

edge [...] provide for the continuation of the structure of wanting. (Knorr-Cetina 1997: 13)

Durch ihre Unvollständigkeit geben die Objekte also vor, in welche Richtung der Prozess ihrer Herstellung sich weiterentwickelt. »They are processes and projections rather than definitive things.« (Knorr-Cetina 1997: 12) Das Verhältnis von Expert:innen und ihren Objekten lässt sich so als eine Bewegung verstehen, die von dem Mangel, den das noch unfertige Objekt erzeugt, geleitet wird: »[A] meandering movement describable as a trail or chain of searches, led on by the lack of object.« (ebd.: 13)

Die Vorstellung, dass sich Expert:innen in Richtung ihrer Objekte von Moment zu Moment vorwärtstasten; und dass so erst beim Gehen ein Weg entsteht, der eher weniger als mehr vorgezeichnet erscheint und von keinem Plan vorhergesehen werden könnte, wurde von Thomas Scheffer (1998, 2007, 2010, 2013) zu einer eigenständigen Analyseperspektive ausgearbeitet, die er »transsequentielle Analyse« (Scheffer 2013) nennt. Darin werden Arbeitsprozesse als Verkettungen einzelner Herstellungsepisoden rekonstruiert, wo die Teilnehmenden ihre situativen Beiträge an den Objekten ausrichten, auf die sie hinarbeiten. Die Besonderheit solcher Herstellungsprozesse besteht darin, dass sie selbst trans-sequentiell beschaffen und über viele Situationen und Sequenzen hinweg verteilt sind. Scheffer wählt zur Spezifizierung der Objektorientierung den Begriff des »formativen Objekts« als einen Gegenstand, »der (a) formbar ist und (b) zu formen ist sowie (c) formierend wirkt« (ebd.: 90). So verstanden ist das formative Objekt »Gegenstand von Veränderungen sowie Integrationsmittel des Zusammenhangs, der es hervorbringt« (ebd.: 90).

Die trans-sequentielle Analyseperspektive erlaubt es, Herstellungsprozesse als »zusammengesetzte, raumzeitlich wie situativ verteilte Fertigungen« (ebd.: 91) zu verstehen, die durch die beobachtende Teilnahme an Herstellungsepisoden rekonstruiert werden können. Im beobachteten Geschehen stellt sich für die Praktiker:innen wie für den Beobachter gleichermaßen die Frage, wie es hier und jetzt gelingt, die lokalen Beiträge zum Teil transsequentieller und intersituativer (vgl. Hirschauer 2016a) Fertigungsprozesse werden zu lassen. Während meiner Feldforschung erschlossen sich mir die Situationen, an denen ich teilnehmen konnte, nicht ohne weiteres auch als Herstellungsepisoden. Denn zu Beginn war ich zunächst überrascht davon, wie stark sich das Geschehen, das ich im Feld kennenlernte, davon unterschied, wie ich mir Nudging zuvor vorgestellt hatte:

Eigentlich telefonieren hier alle nur, treffen ab und zu Projektpartner:innen außerhalb des Büros oder sitzen an ihren Computern vor PowerPoint Präsentationen. »Nudging« habe ich mir vor meinem Feldaufenthalt irgendwie aufregender, plastischer vorgestellt. Ich hatte erwartet zu sehen, wie Orte umgestaltet, Entscheidungsarchitekturen errichtet, Experimente durchgeführt werden. Aber was ich seit zwei Monaten tagtäglich mitbekomme, sind vor allem Telefonate, Skypecalls, Besprechungen und konzentriertes Arbeiten am Computer. (Notiz 12.11.19)

Ich hatte am Anfang meiner Feldforschung zwar keine klar definierte Vorstellung der Praxis des Nudging gehabt und dennoch irgendwie geartete »Praktiken der Verhaltenssteuerung« erwartet. Nun stellte sich mir das Geschehen vor Ort aber irgendwie anders dar. Als ich die vorhergehende Notiz verfasste, konnte ich im Wechselspiel von Besprechungen und Schreibtischarbeit kein Nudging ausmachen. Ich sah eine geschäftige Praxis, konnte aber darin nicht die Praktiken erkennen, für die ich mich interessierte. So blieb mir zunächst verschlossen, wie sich diese alltägliche Büropraxis zu Praktiken des Nudging fügte. In der hier gezeigten Notiz blickte ich noch aus einer Außenperspektive auf das Geschehen, in der mir die Sachdimension der Besprechungen und der Arbeit am Schreibtisch verschlossen blieb. Worauf diese Aktivitäten gerichtet und was ihre formativen Objekte sind, konnte ich erst erkennen, nachdem ich mich tiefer in die Prozesse hineinbegeben hatte und die konkreten Anliegen nachvollziehen konnte, die hier bearbeitet wurden. Einige Zeit später konnte ich folgende Notiz formulieren:

Wir saßen bis jetzt am Besprechungstisch, um über das Energieprojekt zu sprechen. Das Meeting ist bis 10 Uhr angesetzt und wir werden pünktlich fertig. Laura und ich stehen auf und gehen rüber an unsere Schreibtische, während die drei anderen sitzenbleiben. Laura beginnt an ihrem Schreibtisch damit, die E-Mail an eine Projektpartnerin zu verfassen und ihre restlichen To Do's aus der Besprechung abzarbeiten. Und ich mache mir selbst ein paar Notizen zum aktuellen Stand des Projektes. Zu den anderen am Besprechungstisch kommt jetzt Joseph dazu, und sie beginnen ein Meeting zum dem neuen Projekt. Hier soll es um die gleichmäßigere Verteilung von Touristenströmen gehen, letzte Woche kam dazu eine Projektanfrage rein. (Notiz 25.11.19.)

Zwei Personen stehen vom Besprechungstisch auf und eine Dritte gesellt sich dazu. Statt an Nudges zur Steigerung energieeffizienter Haussanierungen

wird fortan an einer gleichmäßigeren Verteilung der Touristenströme gearbeitet. In dem Maße, wie ich als Beobachter damit begann, die Sachdimension zu erfassen, und so eine Vorstellung davon bekam, worauf die jeweiligen Tätigkeiten gerichtet sind, konnte ich in den vielfältigen beobachteten Situationen Arbeitsepisoden erkennen. Die Entwicklung eines Nudges im Energieprojekt wird nach der Arbeitsbesprechung von einer Mitarbeiterin an ihrem Schreibtisch fortgeführt, während bei ihren Kolleg:innen am Besprechungstisch die Arbeit an einem anderen Nudge weitergeht. Der Nudge als formatives Objekt wandert so vom Besprechungs- an den Schreibtisch, wo er nach bestimmten, seinem aktuellen Stadium entsprechenden Arbeiten verlangt. Die vielfältigen beobachtbaren Situationen werden so »im Lichte des durchlaufenden Objekts [als] Prozessepisoden [erkennbar]« (Scheffer 2013: 94), die je am Objekt Spuren hinterlassen.

Im Lichte formativer Objekte lässt sich also jede beobachtete Situation daraufhin befragen, worauf die hier und jetzt stattfindende Arbeit gerichtet ist, auf welchen vorher geleisteten Arbeitsepisoden sie aufbaut und welche nachfolgenden sie ermöglicht. Dem Beobachter erlaubt dies begründbare Selektivität – an dieser Besprechung unbedingt teilnehmen, während jener aber lieber Feldnotizen verfassen – sowie nach und nach ein Verständnis des beobachteten Geschehens. Es erscheint dann nicht nur als eine Aneinanderreihung von Arbeitsepisoden zu Situationsketten, sondern auch als eine Versammlung von Objekt-Karrieren (vgl. Scheffer 2013: 332, FN4). So wird es möglich, sich als Beobachter im gerichteten Vollzug zu orientieren und angesichts oft gleichzeitig ablaufender und räumlich verteilter Herstellungsprozesse zu priorisieren. Es ist während der Feldforschung nicht möglich, überall gleichzeitig zu sein und alles zu beobachten. Doch wenn Objekt-Karrieren einmal erkannt sind, kann man versuchen, bestimmten Objekten zu folgen.⁴

Die Dreigliedrigkeit des formativen Objekts

Während Karin Knorr-Cetina mit Verweis auf Lacan die Unabschließbarkeit und Unvollständigkeit des Objektes betont, interessiert sich die trans-sequen-

4 Stefan Laube und Jan Schank (2023) betonen, dass sich den Teilnehmenden solcher Herstellungsprozesse ebenfalls das Problem stellt, an situativ verteilten Herstellungsprozessen dranzubleiben und beispielsweise zu den richtigen Meetings zu erscheinen. Daraus leiten sie die methodologische Strategie ab: »Follow the people, following their things.«

tielle Analyse durchaus auch dafür, wie formative Objekte heranreifen, sich verfestigen und abgeschlossene Fertigungsstadien erreichen. Im Vollzug und mit Blick auf seine Zwischenstadien können die Praktiker:innen erkennen, wie weit ihr Objekt gediehen ist und was ihm noch fehlt. Damit ein Nudge also zu dem werden kann, was ihn zu einem Nudge macht, muss während des gesamten Herstellungsprozesses eine Vorstellung davon mitlaufen, was einen fertigen Nudge auszeichnet. Die Praktiker:innen wissen, woran sie arbeiten und wie das zu Erarbeitende in etwa auszusehen hat, um ihre Auftraggeber:innen zufrieden zu stellen. Sie haben ein Gespür dafür, welche Anforderungen der Nudge erfüllen muss, um »detectable, countable, recordable, reportable, tell-a-story-about-able, analyzable – in short *accountable*« (Garfinkel 1967: 33) zu sein.

Das, was ihn auszeichnet, ist dem Nudge jedoch nicht äußerlich. Seine »Qualifizierungen erfolgen also nicht in eine immer schon »wartende« Öffentlichkeit oder ein bereits »ausgebreitetes« Feld hinein, sondern co-produzieren diese/dieses für den bearbeiteten Einzelfall mit« (Scheffer 2013: 99). Doch wodurch zeichnet sich ein Nudges nun aus, um als solcher gelten zu können? An dieser Stelle bietet sich doch ein Blick auf die Selbstbeschreibungen, denen ich in den bisherigen Ausführungen eher zögerlich begegnete. Fertige Nudges werden dort als kleine Stupser mit großer Wirkung dargestellt: »How small changes can make a big difference.« (Halpern/Service/Thaler 2019) Es handelt sich also um Veränderungen der Entscheidungsarchitektur, die im Hinblick auf ein Bezugsproblem einen großen Unterschied bewirken. Um dieser Formel entsprechen zu können, ist der Nudge als formatives Objekt mit drei Bedingungen konfrontiert, die als Komponenten zueinander in Passung gebracht werden müssen: *Erstens* soll sich ein Nudge auf ein gesellschaftliches Bezugsproblem beziehen. Nicht Verhaltensänderung per se, sondern Verhaltensänderung mit Blick auf ein Bezugsproblem ist das Ziel. *Zweitens* beinhaltet ein Nudge Lösungsstrategien, welche durch die Umgestaltung von Umgebungen Verhalten beeinflussen. Die Implementierung solcher Lösungen muss *drittens* so vonstattengehen, dass *Evidenz* über ihre Wirksamkeit generiert werden kann, die dem kleinen Stupser im Hinblick auf ein Bezugsproblem seine Wirksamkeit attestiert.

Mit Blick auf andere formative Objekte, wie politische Positionen (Scheffer 2016a) oder juristische Fälle (Scheffer 2010), wurde dieser dreigliedrige Charakter immer wieder betont. So integriert eine politische Position beispielsweise *Angelegenheit*, *Maßnahmen* und *Haltung*, die als drei Komponenten des formativen Objektes zunächst locker aufeinander verwiesen sind, im Prozess

der Herstellung aber nach und nach konkreter werden, bis »[d]as eine vom anderen nicht zu trennen [ist], weil sie derart als Trias zur Passung gebracht wurden« (Scheffer 2016b: 501). Der Versuch, nachträglich eine der Komponenten zu verändern, muss misslingen, weil dies auch Veränderungen in den je anderen Komponenten nach sich zöge. Deshalb engt der wechselseitig informierende Charakter der Komponenten nach und nach die Spielräume ein, während er sich gleichzeitig stabilisierend auf das Gesamtobjekt auswirkt (vgl. Kolanoski 2018: 67):

Die Verfestigung zeigt sich dort, wo Elemente zu einer unauflösbaren, sich wechselseitig informierenden, selbsttragenden (interdependenten) Einheit zusammen wachsen. Kein Element kann nunmehr ohne Verweis auf die relationierten (mindestens zwei) anderen Elemente verstanden werden. Die Elemente informieren sich wechselseitig – und können entsprechend nicht mehr herausgelöst werden, ohne nicht auch die anderen Elemente mitzuziehen. (Scheffer 2013: 108)

Der analytische Gewinn des Konzepts der formativen Objekte besteht also nicht nur darin, eine Innenperspektive auf Herstellungsprozesse zu ermöglichen, sondern auch darin, formative Objekte bei ihrer Verfestigung begleiten zu können. Wenn ein Nudge fertig ist, indem Problem, Lösung und Evidenz zueinander in Passung gebracht wurden, dann können Geschichten von kleinen Stupsern mit großer Wirkung erzählt werden. Aus genau solchen Geschichten bestehen die Diskurse behavioralen Regierens – Diskurse, über die die Gouvernamentalitätsstudien Nudging erst kennenlernen. Wenn wir uns vor Augen führen, dass die Trias von Problem, Lösung und Evidenz das unwahrscheinliche Resultat kontingenter Herstellungsprozesse ist, so wird die Passung selbst zum erklärungsbedürftigen Phänomen.⁵ Geschichten funktionierender Nudges sollten demnach nicht der empirische Ausgangspunkt der Rekonstruktion von Regierungsrationalitäten sein, sondern der zu erklärende Fall. Die Selbstbeschreibungen sind nicht das Datenmaterial, auf dem ich meine Untersuchung des Nudging aufbaue, sondern eine spezifische und voraussetzungsvolle Weise, in der die Praktiker:innen über ihre Arbeit sprechen. Deshalb ist die Herstellung von Nudges immer auch eine Form der Diskursproduktion.

5 Derart von der »Unwahrscheinlichkeit des Normalen« (Luhmann 1981: 14) auszugehen ist eine von Niklas Luhmann prominent vertretene Grundhaltung des Theoretisierens.

Abbildung II.1 skizziert den so verstandenen Prozess der Herstellung eines Nudges. Die Teilobjekte Problem, Lösung und Evidenz gewinnen sukzessive an Kontur, sie werden zueinander in Passung gebracht, und sie schrumpfen im Verlauf der Herstellung auch, weil praktische Gegebenheiten und die Anforderungen der je anderen Teilobjekte die Möglichkeitsspielräume verengen. Mit dieser Skizze ist eine erste heuristische Annäherung an den Prozess der Herstellung eines Nudges unternommen. Von der empirischen Beobachtung ausgehend, dass im fertigen Nudge Problem, Lösung und Evidenz zueinander passen, frage ich, wie diese triadische Passung im Herstellungsprozess erreicht wird. Mit den Nummerierungen in I., II. und III. deute ich an diese Stelle nur an, dass die Teilobjekte im Verlauf eines Prozesses zueinander in Passung geraten.

Abbildung II.1 Der Nudge als formatives Objekt



Wenn der Nudge als formatives Objekt im Herstellungsprozess eine Orientierung verschafft, dann deshalb, weil immer auch mit Blick auf seine Dreigliedrigkeit geprüft wird, was als nächstes unternommen werden muss. Gleichwohl sagt die Abbildung noch nichts darüber aus, wie genau die Komponenten des Nudges hergestellt und in gegenseitige Passung gebracht werden. Die empirische Aufgabe dieser Studie wird darin bestehen, von dieser groben Skizze ausgehend zu untersuchen, wie es praktisch gelingt, die Komponenten

zueinander passend hervorzubringen. Dieser Frage werde ich in den drei Hauptkapiteln dieser Arbeit nachgehen, wo ich die Herstellung von Nudges jeweils aus der Perspektive eines der Teilobjekte nachverfolge. Mit Blick auf DIE ARBEIT AM PROBLEM, DIE ARBEIT AN DER LÖSUNG und DIE ARBEIT AN DER EVIDENZ werde ich so die (Teil-)Objektkarrieren entlang »ihren jeweiligen Zwischenstände« (Scheffer 2013: 95) rekonstruieren.

II.4 Abstrahieren

Wenn das Annähern zu den Praktiken und das Absteigen zur Praxis gelungen sind, und wenn es dann sogar möglich war, in die Herstellung von Nudges hineinzusteigen, dann stellt sich die analytische Herausforderung, wieder hinaus- und aufzusteigen, und sich vom Konkreten zu entfernen. Irgendwie muss ich aus der empirischen Analyse wieder herausfinden und von den konkreten Einzelprojekten, denen ich meine Einblicke in die Herstellungspraxis verdanke, zu einem Gesamtbild von Nudges im Werden gelangen. Hierbei ist »[d]er konsequente Bezug auf Theorie [entscheidend]« (Strübing/Hirschauer/Ayaß/Krähnke/Scheffer 2018: 91) Deshalb geht es mir in einem vierten Schritt darum, von der konkret beobachteten Herstellungspraxis zu *Abstrahieren*.

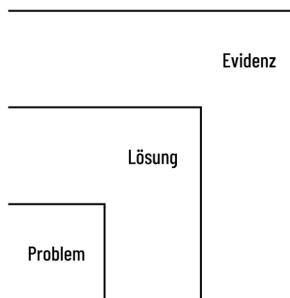
Mit dem Nudge als dreigliedrigem formativem Objekt kommt meine konzeptuelle Suchbewegung zu ihrem Ende. Das empirische Projekt, das ich mir in dieser Studie vornehme, besteht in der Rekonstruktion der drei Teilobjektkarrieren von Nudges, die ich als Arbeit an PROBLEM, LÖSUNG und EVIDENZ in den drei Hauptkapiteln dieser Arbeit beschreibe. Drei Teilobjektkarrieren zu rekonstruieren ist etwas anderes, als Problembeschreibung, Lösungsentwicklung und Evidenzgenerierung als drei aufeinanderfolgende, klar voneinander unterscheidbare Phasen zu begreifen. Es bedeutet vielmehr, den gesamten Herstellungsprozess von Nudges je aus der Perspektive eines der Teilobjekte zu erzählen, wohlwissend dass hierbei die beiden anderen Teilobjekte nie außer Acht gelassen werden können. Auf diese Weise gelingt es mir, die spezifische Verwobenheit der Teilobjektkarrieren herauszuarbeiten, die mit Blick auf einen fertigen Nudge zur Passung der Komponenten zueinander führt.

Die drei Kapitel sind so aufgebaut, dass sie je auf den Erkenntnissen der vorhergehenden aufbauen. Ich beginne mit einer Beschreibung der ARBEIT AM PROBLEM, deren zentrale Herausforderung darin besteht, Bezugsprobleme in lösbare Verhaltensprobleme und messbare Indikatoren zu übersetzen. Für das darauffolgende Kapitel zur ARBEIT AN DER LÖSUNG gehört die Arbeit am Pro-

blem bereits zum Forschungsstand, so dass ich herausarbeiten kann, wie die Lösungskarriere mit der Problempkarriere in einem ko-konstitutiven Verhältnis verwoben ist. Das dritte Hauptkapitel zur ARBEIT AN DER EVIDENZ baut wiederum auf den zwei vorhergehenden auf. Darin wird deutlich, dass die beiden miteinander verwobenen Teilobjekt-karrieren von Problem und Lösung gemeinsam auf die Produktion von Evidenz hinauslaufen. Die Evidenz kann somit als Attraktor verstanden werden, auf den sich Problem und Lösung in ihrem gemeinsamen Werden hin bewegen. In der Gesamtschau ist in den Kapiteln also ein rekursiver Erkenntnisprozess abgebildet, bei dem sich die Brennweite der je eingenommenen Perspektive sukzessive vergrößert.

Diese Anordnung der drei Kapitel ist eine mögliche Lösung eines Beschreibungsproblems, das mich während meiner Forschung beschäftigte. Denn Problem, Lösung und Evidenz müssen in der Praxis als Komponenten des formativen Objekts immer gleichzeitig berücksichtigt werden. Keines von ihnen kann während der Herstellung vollständig außer Acht gelassen werden, so dass sie zumindest als Abwesende anwesend sind. Ein Text zwingt jedoch zu einer linearen Darstellung, wodurch es schwierig wird, die Gleichzeitigkeit und Relationalität der Komponenten darzustellen. Ich mache in den Kapiteln jeweils deutlich, keine aufeinander folgenden Phasen zu beschreiben, sondern miteinander verwobene Aspekte, indem ich insbesondere herausarbeite, wie genau die Verwobenheit zustande kommt.

Abbildung II.2 Das verschachtelte Verhältnis der drei Hauptkapitel



So wie sich während der Herstellung von Nudges die drei Komponenten immer deutlicher herausbilden und dabei sowohl stabilisierend als auch

einschränkend aufeinander wirken, stellte sich auch in meiner Analyse- und Schreibarbeit ein ähnlicher Effekt ein. Die drei Hauptkapitel erscheinen in dieser Studie zwar nacheinander – eine andere Form der Darstellung ist in Buchform kaum einzulösen –, ich musste an ihnen aber mehr oder weniger gleichzeitig arbeiten, weil Änderungen in einem stets auch Änderungen in den beiden anderen Kapiteln nach sich zogen. Dieser Aspekt meiner analytischen Schreibpraxis war besonders herausfordernd und aufwändig, und ich konnte die Schwierigkeit, alle Komponenten zueinander in Passung zu bringen – an meinem eigenen Objekt – selbst erfahren.

Die Verwobenheit der drei Hauptkapitel ist indessen nicht ausschließlich das Resultat einer spezifischen Schreibpraxis. Denn mein Analyseprozess erfolgte nicht nur im Medium der Sprache, sondern wurde zudem von einer Reihe von Skizzen und Abbildungen getragen, mit deren Hilfe der Argumentationsgang dieser Studie nun nachvollzogen werden kann. Diese Abbildungen sind jedoch nicht als bloße Illustrationen meiner Argumente und Ergebnisse zu verstehen, sondern waren selbst integraler Bestandteil meiner Analysearbeit, die zwischen grafischer und textueller Ebene pendelte. Die Abbildungen ermöglichten mir beim Gliedern und Schreiben der Arbeit eine Orientierung, um in den komplexen Herstellungsprozessen von Nudges nicht verloren zu gehen. Ethnografische Forschung kann aufgrund ihrer Offenheit mimetische Formen annehmen und ihre Produkte per Nachahmung und Angleichung den Eigenheiten ihres Gegenstandes anpassen (vgl. Breidenstein/Hirschauer/Kalthoff/Nieswand 2020: 44). In diesem Sinne ist es mein Anspruch, in den Abbildungen und der Gliederung dieser Arbeit, die Form von Nudges im Werden selbst nachzuahmen. Für Leser:innen mögen die Abbildungen die Funktion erfüllen, ihren lesenden Gang durch die Herstellung von Nudges wie auf einer Landkarte nachvollziehen zu können.

Die Kapitel dieser Studie sind somit das Resultat eines langen, aufwändigen und multimodalen Herstellungsprozesses, und gewiss kein schlichtes Nachvollziehen empirisch beobachtbarer Arbeitsschritte. Die Objektkarrieren von Problem, Lösung und Evidenz lassen sich dem Geschehen nicht einfach ablesen, weil sie selbst über eine Vielzahl von Situationen verteilt sind. Nach meiner Feldforschung stand ich zunächst vor einem Berg von Feldnotizen, die ich als Beobachter vor Ort aufgeschrieben hatte; von Projektbesprechungen, die ich als Tonmitschnitte aufgezeichnet hatte; von Dokumenten und Zwischenständen, die ich gesammelt hatte; und von ethnografischen Gesprächen und Interviews, die teilweise ebenfalls als Audiodateien vorlagen. Ein Großteil der dann erfolgenden Arbeit lässt sich in dem nun vorliegenden Text

nicht mehr erkennen. Ich begann zunächst damit, die Feldnotizen und die transkribierten Audiodateien⁶ hinsichtlich der Frage zu codieren, woran die Praktiker:innen in den Situationen jeweils konkret arbeiteten. Was waren die Herausforderungen, die es für sie jeweils zu lösen galt? Und was sagte dies über den jeweiligen Stand des formativen Objekts und seiner Komponenten aus?

Insbesondere mit Blick auf die aufgenommenen Projektbesprechungen konnte ich die Entwicklung formativer Objekte im Zeitverlauf festhalten, weil ich Besprechungen zu einem spezifischen Projekt über einen Zeitraum mehrerer Wochen aufgenommen hatte. Die Dauer meiner Feldforschung war jedoch kürzer als die Herstellungsdauer eines Nudges. Deshalb bekam ich auf diese Weise nur einen bestimmten Ausschnitt der Herstellung in den Blick, den ich durch andere Datentypen und mit Blick auf andere Projekte erweitern musste. Es bleibt wohl der unerfüllte Traum eines Ethnografen, Herstellungsprozesse von Anfang bis Ende mitverfolgen zu können. Denn neben den unterschiedlichen Laufzeiten von Projekten, welche die Dauer der Feldforschung oft weit übersteigen, findet die Herstellung formativer Objekte an verschiedenen Orten und verteilt auf verschiedene Situationen statt, so dass sie nie vollständig beobachtet werden kann.

Die verstreut auffindbaren Zwischenstände und Zwischenstadien der formativen Objekte versuchte ich während meiner Analyse nach und nach so anzuordnen, dass idealtypische Objektkarrieren entstehen – zusammengesetzt und rekonstruiert aus den Zwischenständen der Teilobjekte verschiedener Nudges, aus verschiedenen Projekten, zu verschiedenen Zeiten und Orten. Es lassen sich eine Reihe analytischer Operationen unterscheiden, die ich bei meiner Rekonstruktion von Objektkarrieren durchführte. Dabei handelt es sich nicht um getrennte Analyseschritte, sondern um zusammenhängende praktische Operationen (vgl. Schmidt 2016: 259), die ich wieder und wieder durchlief und in deren Verlauf ein gradueller Übergang vom Konkreten zum Allgemeineren möglich wurde. Zur Veranschaulichung unterscheide ich hier zwischen den Operationen der *Inventarisierung*, *Sequenzialisierung*, *Parallelisierung* und *Theoretisierung*.

Wenn jede Herstellungsepisode eines Nudges auf bestimmte Zwischenstände gerichtet ist, lässt sich mit Blick auf das empirische Material eine

6 Ich war in der für einen Doktoranden äußerst privilegierten Situation, bei der Transkription auf die Unterstützung studentischer Mitarbeiter:innen zurückgreifen zu können.

Sammlung solcher Zwischenstände anfertigen und pflegen. Worauf wird in den beobachteten Herstellungsepisoden jeweils hingearbeitet? Was verlangt das formative Objekt zum je beobachteten Zeitpunkt? In welchen Versionen oder in welchen Stadien zeigt es sich? So bildete sich nach und nach eine Sammlung heraus, in der ich im Sinne einer *Inventarisierung* festhielt, welche Zwischenstände und Versionen eines Teilobjekts überhaupt auffindbar sind (vgl. Scheffer 2017: 93ff.). In welchen Stadien zeigt sich das Problem? Was sind die Zwischenstände der Arbeit an der Lösung? Wie zeigt sich die Evidenz?

Aus einer solchen Sammlung geht jedoch nicht hervor, »wie die Vielheiten in einer Praxis – neben- und nacheinander – auftauchen, sortiert, mobilisiert und kombiniert werden« (Scheffer 2017: 95). Als weitere analytische Operation kam deshalb hinzu, die versammelten Zwischenstände so zu ordnen, dass eine zeitliche Folge erkennbar wurde. Welches Zwischenobjekt muss abgeschlossen sein, ehe die Arbeit an seinem ›Nachfolger‹ beginnen kann? Was sind die damit einhergehenden points of no return, hinter die es im Herstellungsprozess kein Zurück mehr gibt? Durch *Sequenzialisierung* ordnete ich die Zwischenstände also nacheinander an. Jedes Zwischenobjekt benötigt ein ihm vorhergehendes, um erarbeitet werden zu können, und ermöglicht seinerseits die Arbeit an den darauffolgenden. Die Liste der im Feld auffindbaren Zwischenstände konnte ich so zu provisorischen Teilobjekt-karrieren ordnen, wodurch die Prozessualität von Nudges sichtbar wurde.

Wenn die Sequenzialisierung die Frage des Nacheinanders behandelt, kommt mit der *Parallelisierung* die Frage des Nebeneinanders der Objekt-karrieren zum Tragen. Was ist die Relationalität eines Nudges? Weiter oben und in Abbildung II.1 habe ich angedeutet, wie der wechselseitig informierende Charakter der Teilobjekte im Prozess der Herstellung einen zugleich einengenden und stabilisierenden Effekt auf das Gesamtobjekt mit sich bringt. Deshalb stellt sich nicht nur die Frage, wie die Zwischenstände in einer zeitlichen Logik aufeinander folgen, sondern auch, wie sie mit den Zwischenständen der jeweils anderen Teilobjekte zusammenhängen. Wie weit muss die Problemkarriere gediehen sein, damit die Arbeit an der Lösung fortgesetzt werden kann? Oder wie ist die Problemkarriere durch die entstehende Evidenz beeinflusst? Durch Sequenzialisierung und Parallelisierung bekomme ich also das Nacheinander und das Nebeneinander zu fassen. Die so rekonstruierte Herstellung eines Nudges macht sein »relational-prozessuales Werden« (Seyfert 2019: 10) empirisch nachvollziehbar.

Zu Inventarisierung, Sequenzialisierung und Parallelisierung kam eine vierte Operation, die ich hier als *Theoretisierung* bezeichne. Der von mir

verfolgte praxeologische Forschungsstil geht im Sinne einer theoretischen Empirie (vgl. Kalthoff 2008) von einer gegenseitigen Durchdringung von Empirie und Theorie aus. Ich trat somit weder mit einer konkret formulierten Forschungsfrage an das empirische Material heran, noch führte mich das Material wie von selbst zu meinen Fragen. Eine erste Abstraktionsleistung bestand für mich darin, die drei Aspekte des formativen Objekts im Material hervorschimern zu sehen, was irgendwann zu dem Entschluss führte, die gesamte Studie auf eine Weise zu gliedern, in der sich je ein Kapitel auf einen der Aspekte fokussiert.

In jedem der Kapitel warfen wiederum die Empirie und das jeweils fokussierte Teilobjekt Rätsel und Fragen auf, welche bestimmte theoretische Konzepte in Reichweite brachten, von denen ich mir eine Antwort erhoffte. Sie dienten mir fortan als »sensitizing concepts« (Blumer 1954: 7) oder »Denkzeuge« (Kalthoff/Hirschauer 2022: 343) und ermöglichten mir eine sinnhafte Erschließung meines empirischen Materials. Weder die Konzepte, die sich mir beim Umgang mit dem empirischen Material als nützlich erweisen sollten, noch die Aspekte des empirischen Materials, die durch die Konzepte interessant wurden, standen zu Beginn fest. Sie standen vielmehr selbst in einem ko-konstitutiven Verhältnis und wuchsen in der Schreibarbeit gemeinsam heran, bis das eine vom anderen nicht mehr zu trennen war. Bei diesem explorativen Theoretisieren ging es mir nicht primär darum, an einen schon feststehenden und vorab definierten Forschungsstand anzuknüpfen, sondern darum, in entdeckender Absicht »empirische Perspektiven und theoretische Sehinstrumente in interessante und spannungsreiche Konstellationen« (Schmidt 2012: 31) zu bringen.

Ich möchte nun kurz skizzieren, um was es in den drei Hauptkapiteln jeweils gehen wird. Am Beginn meiner Beschreibung der ARBEIT AM PROBLEM stand für mich die Frage, wie es praktisch gelingt, zwischen großen Bezugsproblemen einerseits und kleinen und lokalen Verhaltensproblemen andererseits zu vermitteln. Dabei erwiesen sich vor allem Bruno Latours (2002b) Überlegungen zu »zirkulierender Referenz« sowie Celia Lurys (2020) Konzept der »Problem Spaces« als hilfreich für mich. Erstere, um die Problemerkariere in ihrer Sequenzialität zu fassen und die Kette der Übersetzungen zwischen dem großen und dem kleinen Problem nachvollziehen zu können; letzteres, um hierbei die Relationalität des Problems nicht aus den Augen zu verlieren und deutlich zu machen, wie seine Passung zu den anderen Teilobjekten zustande kommt. Die Rekonstruktion der ARBEIT AN DER LÖSUNG war von der Frage motiviert, ob Nudging tatsächlich unvermeidbar

sei, wie einige Vertreter:innen des Konzepts argumentierten: Weil Verhalten unentwegt durch Kontexte beeinflusst werde, sei es nicht möglich, nicht zu nudgen. Unter Rückgriff auf den Umweltbegriff von Jakob von Uexküll konnte ich zeigen, dass die strategische Kalibrierung von Umgebungen, so dass darin bestimmtes Verhalten wahrscheinlicher wird, praktisch ein außerordentlich aufwändiger Prozess ist, der mit der unbeabsichtigten Beeinflussung durch Kontexte keineswegs auf einer Ebene steht. Die Untersuchung der ARBEIT AN DER EVIDENZ war schließlich von der Frage motiviert, wie es den Praktiker:innen gelingt, die Steuerungseffekte sichtbar zu machen, die sie durch Eingriffe in Umgebungen erzeugen wollen. Weil es sich dabei um die Beeinflussung von Wahrscheinlichkeiten handelt, lassen sich die Effekte nicht direkt beobachten, sondern sind nur durch die Analyse von Daten rekonstruierbar. Die gesamte Arbeit an der Evidenz lässt sich somit als ein Experimentieren begreifen. Deshalb wurde meine Analyse in diesem Kapitel vor allem von den Begriffen des Experiments und des Labors (Knorr-Cetina 1992; Rheinberger 1994; Guggenheim 2012) geleitet und durch Überlegungen zur Digitalisierung bzw. Datafizierung (Nassehi 2019) ergänzt.

In der Gesamtschau ergibt sich so ein Bild der praktischen Herstellung von Nudges, welches für die Gouvernementalitätsstudien neu ist, weil sie bisher vor allem über die Anwendung oder Umsetzung von Regierungsprogrammen nachdachten. Indem ich die Frage in den Mittelpunkt stelle, wie es überhaupt gelingt, funktionierende Nudges mit zueinander passenden Komponenten hervorzubringen, wird die Brüchigkeit und der Voraussetzungsreichtum erkennbar, der bereits die Entstehung von Nudges durchzieht und den die Selbstbeschreibungen in der Regel unterschlagen. Ich denke, dass insbesondere eine trans-sequentielle Perspektive, welche die Herstellung von Nudges als Prozesse sichtbar macht, hier von großer Bedeutung ist und ein umfassenderes Verständnis der Kontingenz des Regierens ermöglicht. Kontingenz bedeutet einerseits, dass die Dinge auch ganz anders sein könnten. Doch damit ist nicht impliziert, dass sie »sich überraschend und ohne Vorbedingung ereigne[n]« (Abels 2013: 97) Denn alles, was geschieht, findet unter Vorbedingungen statt, so dass andererseits eine »zweite Bedeutung von ›kontingent‹ als ›zusammenhängend‹ auch unbedingt zu der ersten [gehört]« (ebd.). Beide Bedeutungsdimensionen dieses doch so grundlegenden soziologischen Begriffs möchte ich in der nun beginnenden Analysearbeit im Blick behalten.